

№ 3. 1892.

Schwer gebüßt.

Novelle von **A. Oskar Klaußmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Steht auf!" sagte Martens und half mit seiner ganzen Kraft dem unglücklichen Emil vom Wagen, der ihm willenlos folgte, aber nicht zu wissen schien, was er that. „Steht auf! Ich will Euch einen Raum anweisen, wo Ihr Euch erholen könnt. Auch müßt Ihr andere Kleidung anlegen, sonst würde Euer Aufenthalt hier auf dem Köhlerplatze auffallen. Auch zu essen sollt Ihr haben."

Er mußte den Wankenden stützen, der mit brechenden Knieen neben Martens daher taumelte.

„Es hat ihn fester gepackt, als ich dachte," murmelte Martens. „Er ist ganz hin. Was muß er gelitten haben und noch leiden!"

Es gab in der Brust dieses ehemaligen Zuchthäuslers nichts als Mitleid in diesem Augenblicke, trotzdem ihm der Gast, den er jetzt über den Hof und dann eine Stiege hinauf nach dem einfachen Giebelzimmer führte, Umständlichkeiten genug machte.

Dicht an dem einzigen Fenster dieses Stübchens stand eine Bettstatt mit einem Strohsack und einem Kopfpolster aus Stroh, zu welcher Martens seinen Gast geleitete, und wo derselbe dann eine Zeitlang, vor sich hinstarrend, stumm saß, bis er entkräftet umfiel.

„Ruhe thut ihm am nöthigsten," dachte Martens und entfernte sich, um in den Hof hinab zu steigen. Hier rief er nach Kaschka,*) dem kleinen polnischen Mädchen, welches er beauftragte, nach dem Fremden, welcher die Neugier dieses Kindes so sehr erregt hatte, nach einiger Zeit zu sehen, ob er wieder erwacht sein sollte.

Martens machte auch noch eine Schwenkung, als wollte er nach dem Hause zurück, in dem sich Bertha befand, um ihr wegen des Fremden etwas mitzutheilen, aber er scheute sich anscheinend davor, mit der Tochter zusammen zu kommen, und ließ ihr nur durch Kaschka sagen, daß ein Gast oben sei, dem etwas Essen gereicht werden sollte, wenn er darnach verlangte, und daß er selbst nach dem Hüttenwerke gehe, um wegen der Köhlerei mit dem Ingenieur zu sprechen.

Es war in der Mittagsstunde, und Bertha beschäftigte sich in der Küche, als katzengleich das kleine polnische Mädchen hereinschlich und durch allerlei Grimassen anzudeuten schien, daß es eine Neuigkeit habe.

„Da oben in der Stube ist ein Gast," sagte Kaschka, listig mit den Augen blinzelnd; „der Herr hat ihn auf dem Wagen mit sich gebracht, und Du, Herrin, sollst ihm zu essen und zu trinken geben. Ich habe ihn gefragt, ob er essen will, aber er antwortet nicht und predigt. Er ist ein Deutscher, aber er predigt so wie unser Propst in der Kirche. Er liegt auf dem Bett und predigt, und so macht er mit den Händen — so."

Kaschka führte allerlei wilde Bewegungen mit ihren langen, dünnen Armen aus.

„Was geht es Dich an?" fragte Bertha gleichmüthig. „Hat Dir der Vater nichts gesagt, bevor er fortging, wann er wieder kommt?"

„Er kommt erst spät," sagte Kaschka, „und Du sollst, Herrin, nach dem Manne da oben sehen, nein, Du solltest nicht nach ihm sehen, ich sollte nach ihm sehen, und Du solltest ihm zu essen geben oder zu trinken. Ich habe ihn gefragt, ob er trinken will, aber er hat nicht geantwortet und spricht in deutscher Sprache; und wenn er gepredigt hat, dann ist er wieder still und sagt: ‚Wasser'."

Kaschka schien sehr belustigt durch ihre eigene Erzählung.

„Komm, Herrin," sagte sie dann zu Bertha, „und sieh Dir ihn an, Du wirst lachen! Er ist ein Herr und kein Arbeiter. O, er hat Hände so weiß und fein, und ein Gesicht so weiß und fein, und sein Hemd ist so weiß wie



Alexander Girardi. (S. 19)

---

*) Abkürzung für Katharina. Im Polnischen soviel wie „Käthchen".

Schnee, und sein Rock und seine Kleidung sind die eines Herrn."

Nur halb hatte Bertha nach dem Geschwätz des unverständigen, ungefähr zwölfjährigen Mädchens gehört. Als dieses sie aber am Kleide ergriff und zur Thür zog, folgte sie dem Kinde, trotzdem sie es eigentlich thöricht fand, da oben den fremden Menschen aufzusuchen, von dessen Anwesenheit sie soeben erst erfuhr.

Sie stieg die Treppe hinauf und hörte aus dem Zimmer Schreien und Rufen und Durcheinanderreden, welches beängstigend klang in der Einsamkeit des kleinen Häuschens. Kaschka eilte voran und stieß die Thür auf, die nur angelehnt war, und Bertha betrat das Zimmer, auf dessen Bettstatt sie einen Mann im Fieberdelirium sah, der wild mit den Händen um sich focht und lachte und schrie.

„Da kommt er! Da kommt der Eisenbahnzug!" schrie er jetzt eben. „Seht ihr ihn! Da kommt er!"

Seine Augen glänzten und leuchteten.

„Was wollt ihr von mir, ihr Gesichter? — Was kommt ihr, mich anzuklagen? Habt Erbarmen mit mir! Wasser! Ich verbrenne!"

Kaschka stieß Bertha an und wies listig lächelnd und, wie es schien, sehr vergnügt nach dem Irreredenden hinüber.

„Es gibt kein Erbarmen bei Gott, es gibt kein Erbarmen! Ihr lügt! Es gibt keine Buße und keine Sühne! Da kommen sie, die feurigen Augen, und Gott hat kein Erbarmen!"

Mit einigen hastigen Schritten stand Bertha neben dem Irreredenden. Sie ergriff den Steinkrug, den Kaschka vorher mit Wasser gefüllt heraufgebracht hatte, um ihn dem Fremden anzubieten, und hielt ihn an die vertrockneten Lippen des Kranken. In gierigen Zügen trank Emil das Wasser, welches seine Fiebergluth zu dämpfen schien. Als er gesättigt zurücksank, öffneten sich seine Augen, und einen Augenblick schien der Verstand ihm wieder zurückzukehren. Sein Blick fiel auf das bleiche Gesicht Bertha's, und ein Lächeln spielte um den Mund des Kranken. Dann sank er zurück und schien in einen friedlichen Schlummer zu fallen, denn seine Athemzüge wurden ruhiger, und die wirren Reden hörten auf.

Bertha gab Kaschka den Krug und schickte sie nach frischem Wasser. Dann nahm sie der Kleinen, die bald zurückkehrte, denselben ab und befahl ihr, unten zu warten, bis der Vater wiederkehre.

Als Martens kam, fand er seine Tochter neben dem Lager des Kranken sitzend.

Und Emil v. Minden war schwer krank. Die fürchterlichen seelischen Eindrücke, die binnen so kurzer Zeit auf ihn eingestürmt waren, hatten seine geistigen Kräfte überwältigt. Eine Erkältung, die er sich während des Schlafens in kühler Nacht zugezogen haben mochte, kam dazu, und Martens hatte sich da einen bösen Gast in's Haus gebracht.

Bertha sah den eintretenden Vater so gleichmüthig an, als säße sie unten an ihrem Nähtische, bis dieser herantrat und das geröthete Gesicht des Kranken erblickte. Er fühlte nach der Stirn des leise vor sich hin murmelnden Bewußtlosen und nach dessen Puls und sagte dann: „Er hat den Typhus. Du sollst nicht bei ihm bleiben."

„Warum nicht?" entgegnete Bertha.

„Weil die Gefahr einer Ansteckung vorliegt, und Du auch den Typhus bekommen kannst."

„Was thäte das? Was läge daran?" fragte Bertha und blickte zu Boden, während ihr Vater die Hände auf die Brust preßte und das Giebelzimmer verließ, um hinabzugehen.

3.

Der Abendwind streicht durch den Forst. Er bläst die Gluth der Meiler an, daß röthliches Licht durch die Rauchwolken dringt und den Himmel über dem Walde erhellt. Er ballt die Rauchwolken der Meiler zusammen und führt sie zwischen die Wipfel der Tannen, sie hier zu sonderbaren Gebilden formend. Er rüttelt an den Läden der Fenster, hinter denen in seiner Wohnstube einsam und allein Martens am Tische sitzt.

Seine Augen blicken in die Flamme der Lampe, die zischend hin und wieder knisternd vor ihm brennt, und nur mechanisch blättert diese Rechte in einem Stoß Papiere. Jetzt hält diese Rechte still und legt sich auf ein Blatt, das an seinem Kopfe das große landesherrliche Wappen und die Ueberschrift führt: „Im Namen des Königs!"

Zum tausendsten Male seit so und so viel Jahren gleiten die Augen des Mannes über das Schriftstück, auf welchem klar und deutlich steht, daß Martens wegen Todtschlags zur Strafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt sei.

Aus diesen todten Buchstaben steigen die fünfzehn Jahre verbüßter Strafe vor dem geistigen Auge des Mannes auf. Er sieht diese fünfzehn Jahre vor sich vorübergleiten, großen Heereszügen gleich; jedes dieser Jahre bestehend aus dreihundertfünfundsechzig einzelnen Gruppen, und jede dieser Gruppen bestehend aus vierundzwanzig fürchterlichen Stunden, Stunden voller Qual und Pein.

Achtzehn Jahre ist es jetzt her, als sie ihn eines Tages ergriffen und ihn beschuldigten, einen Mord begangen zu haben. Achtzehn Jahre ist es her, daß alle Welt von ihm glaubte, Menschenblut klebe an seiner Hand.

Fernab von der jetzigen Stätte lebte Martens als jungverheiratheter Beamter, als Vater eines kleinen zweijährigen Mädchens. Die Eisenhütte, an der er angestellt war, lag im Walde, und Martens konnte hin und wieder der Versuchung nicht widerstehen, hinauszugehen und sich ein Stück Wild zu schießen, um so mehr, als noch aus der Erbschaft seines Vaters eine alte Büchsflinte in seinem Besitze war, die ihn, so oft er seine Blicke auf sie warf, mahnte, sie zu ergreifen und draußen im Walde zu benutzen.

Das that nicht gut, denn der Förster, in dessen Revier Martens hin und wieder wilddiebte, kam bald dahinter, wer der Frevler sei, er zeigte Martens an und brachte ihn zur Bestrafung. Mit Rücksicht auf seine sonstige Unbescholtenheit wurde er zu einer Geldstrafe verurtheilt, die für seine Verhältnisse schwer war, und wohl hatte Martens alle Ursache, seinem Groll über den Förster Worte zu verleihen.

Aber auch diese Strafe fruchtete nichts. Nachdem kaum ein halbes Jahr vergangen, ging in einer Nacht Martens wieder auf den Anstand, ohne indeß etwas zu erlegen. Als er aber beim Morgengrauen nach Hause schlich, wurde er an der Thür seines Hauses ergriffen und ihm auf den Kopf zugesagt, daß er mit der Büchsflinte, die er trug, und die er allerdings abgeschossen hatte, als er ein Stück Wild fehlte, einen Mord an seinem Feinde, dem Förster, begangen habe.

Was nützte es, daß sich die Frau den Männern, die ihn zu holen kamen, zu Füßen warf, daß er tobte und raste und den Schwur leistete, unschuldig zu sein! Es sprach so viel gegen ihn. Besonders ein Zeuge trat auf, dessen Aussage einwandfrei und vernichtend für Martens war. Sein Mitbeamter Loßmann hatte ihn nach dem Walde schleichen sehen, hatte auch den Förster bald darauf in derselben Richtung gehen sehen, und konnte so viel verdächtigende Umstände vorbringen, daß die Schuld Martens' vollständig erwiesen schien. Schon die Aussage dieses Mannes hätte genügt, um Martens zu verurtheilen, wenn auch nicht noch auffallenderweise die Kugel, welche den Förster niedergestreckt hatte, genau in die Büchsflinte Martens' gepaßt hätte. Zwar ist es ein eigenes Ding um eine Bleikugel, die sich abgeplattet hat, nachdem sie durch den Schädel eines Menschen gegangen ist, aber die Sachverständigen behaupteten, daß aus keinem anderen Gewehr, als aus dieser Büchsflinte, der Schuß gefallen sei, und so glaubten auch die Geschworenen, daß sich die Sache so verhalten habe, daß Martens im Walde dem Förster begnete, als er zum ersten Male wieder nach seiner Bestrafung auf die verbotene Pirsche ging. Er sah sich überrascht und sah sich einer neuen Strafe ausgesetzt, und es war nur zu erklärbar, wenn er im Affekt die Waffe gegen seinen Feind kehrte.

Die ganze Sache lag so klar, daß die Geschworenen nicht einen Augenblick an der Schuld Martens' zweifelten, nur mildernde Umstände konnten sie ihm nicht versagen, weil nach ihrer Ueberzeugung die That im Affekt geschehen war.

Ihr Wahrspruch lautete auf schuldig unter mildernden Umständen, und wenn Martens auch die Hände zum Himmel erhob und Gott und die Welt zum Zeugen seiner Unschuld anrief, so half ihm das doch nichts.

Im Zuchthause, wohin man ihn auf fünfzehn Jahre geschickt hatte, erfuhr er bald darauf, daß seine junge Frau vor Gram gestorben sei, daß seine Tochter aufgenommen worden war von einer älteren Dame, die sich des vereinsamten Kindes erbarmt hatte, und dann kamen die Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre des Zuchthauslebens mit ihrer seelenabstumpfenden Gleichmäßigkeit; ein entsetzlicher Aufenthalt unter dem Auswurf der Menschheit, zu welchem er, der Unschuldige, nun auch gehörte.

Doch auch sie vergingen, die fünfzehn Jahre ungerechter Strafe, die fünfzehn Jahre des Elends und des Jammers. Dann kam der fürchterlichste Tag, denn jetzt sollte, nach fünfzehn Jahren, der Verfehmte und Geächtete hinaustreten in die Welt, aus der er ausgestoßen worden war; jetzt sollte er einen Kampf mit dem Leben aufnehmen, der unmöglich schien.

Doch merkwürdig! Wie ein Rettungsengel erschien bei seiner Entlassung aus dem Zuchthause vor ihm der Mann, dessen Zeugniß ihn am meisten belastet hatte, sein früherer Mitbeamter Loßmann, und bot ihm Arbeit und Verdienst an. Er erzählte ihm, wie er jenseits der Grenze als Ingenieur eines Hüttenwerkes lebe, und wie Martens es möglich sein würde, jenseits der Grenze unerkannt zu leben, wenn er sich entschließen wollte, die Aufsicht über die Köhlerei zu übernehmen, welche die Holzkohle für die Verhüttung lieferte.

Der Mann, welchen Martens am meisten gehaßt, den er für einen falschen Zeugen gehalten hatte, der ihn mit Gewalt in's Unglück bringen wollte, weil nach seiner Ueberzeugung Loßmann Sachen ausgesagt hatte, die er nicht verantworten konnte, wurde zum Rettungsengel des entlassenen Sträflings, und Martens ergriff in seiner Verzweiflung die Hand, die sich ihm bot.

Und doch hätte er vielleicht nicht gezögert, diese Hilfe zurückzuweisen, wenn er nicht an seine Tochter gedacht hätte. Als zweijähriges Kind hatte er sie verlassen, siebzehn Jahre mußte sie jetzt sein, und er kannte sie nur aus ihren Briefen. Er hatte es nicht geduldet, daß man das Kind nach dem Zuchthause brachte, weil er ihm die fürchterlichen Eindrücke dieses Ortes ersparen wollte, weil er sich schämte, vor seinem eigenen Kinde in der Sträflingskleidung zu erscheinen.

Er mußte für diese Tochter sorgen, denn sie hatte ihm mitgetheilt, daß die alte Dame,

welche sie erzogen hatte, gestorben sei, daß sie ihr einiges Geld hinterlassen habe, daß sie, Martha, aber allein stehe in der Welt und nicht wisse, wohin sie sich wenden solle.

Dann kam der furchtbare Moment, wo der Vater vor seine Tochter trat, die er nicht kannte. Er hatte ihr in seinen Briefen geschrieben, daß er unschuldig sei, aber sie hatte nie diesen Gegenstand berührt, wenn sie ihm antwortete, sie schrieb ihm nur, wie dankbar sie ihrer Wohlthäterin sei, was sie arbeite, was sie lerne und wie sie für ihren Vater bete.

Scheu und zagend betrachteten sie einander, scheu und zagend waren die Worte, die sie wechselten, und kaum wagte der durch die Zuchthausstrafe gebeugte Mann die Tochter zu fragen, ob sie mit ihm gehen wolle in die neue Heimath, in ein fremdes Land, in dem sie vielleicht der Schande eher entgehen könne, als in der Heimath, wo Jedermann auf sie wies als auf die Tochter des Zuchthäuslers, und Thränen waren über das Gesicht Martens' gelaufen, als seine Tochter einwilligte, mit ihm zu gehen.

Und doch, welche Bitterkeit empfand er darüber, daß sie kein Wort wärmeren Gefühls für ihn hatte, daß alles Gefühl erstorben schien in dieser Mädchenbrust, daß seine Tochter vor ihm stand wie der verkörperte Vorwurf seiner Schuld, die ihr Leben vernichtet. —

Drei Jahre hatten sie nun miteinander gelebt. Die Tochter erinnerte nie an die Vergangenheit, sie schien es zu überhören, wenn ihr Vater bittere Worte sprach, wenn er verzweifeln wollte, weil er keine Möglichkeit sah, noch einmal ehrlich zu werden vor der Welt.

Ja, die Leidenschaft beherrschte ihn, ehrlich zu werden, nur einen Wunsch hatte der Unglückliche, seine Unschuld öffentlich erklärt zu sehen vor derselben Welt, die ihn verachtet und ausgestoßen hatte, und die dann gezwungen worden wäre, ihn zu achten, ihm Abbitte zu leisten für das, was sie an ihm gethan.

— — — — — — — — — —

Neben dem Bette des Kranken saß Bertha Martens mit scheinbar äußerlicher Gleichgiltigkeit und versah den Dienst einer Krankenpflegerin, indem sie nasse Tücher auf den Kopf des seit nunmehr zwei Tagen im Fieber rasenden fremden Mannes legte. Seit diesen zwei Tagen war sie nur wenig von seinem Bett gekommen; nur für kurze Zeit hatte sie sich durch Kaschka vertreten lassen, wenn sie selbst am Tage schlief.

Dieses Interesse, das sie an dem Kranken nahm, war ihr selbst unbegreiflich, aber sie hatte für ihn etwas mehr als Gleichgiltigkeit empfunden, als sie aus seinen Phantasien erfuhr, daß er ein gebildeter Mann, daß er ein Mensch sei, der eine angesehene Stellung in der Welt bekleidet haben mußte, und der das Leben da draußen kannte, von dem sie Abschied für immer genommen hatte.

Wenn sie neben dem Bett des Kranken saß und aufhorchend seinen Phantasien lauschte, dann dachte sie daran, wie sie selbst einst draußen in der Welt gelebt hatte, dann dachte sie an die glücklichen Jahre ihrer Jugend, welche gedauert hatten bis eines Tages ihr eine Erkenntniß geworden, fürchterlicher, als jeder andere Unglücksschlag.

Sie erinnerte sich, aufgewachsen zu sein bei jener alten Dame, welche von ihr Tante genannt wurde, und die mit der Unbeholfenheit der alten Jungfer, doch mit aller mütterlichen Sorgfalt über das Kind wachte, dessen sie sich angenommen hatte. Von ihren Eltern wußte Bertha nichts. Wenn sie nach ihrem Vater fragte, so erhielt sie die Nachricht, daß er todt sei, und so wuchs sie heran in guten Verhältnissen, gewöhnt an ein gutes Wohlleben, und als sie älter wurde, eine Erziehung genießend, die wohl gewiß gut gemeint war, die aber nach ihrer jetzigen Ansicht nur dazu angethan war, ihr zum Fluche zu werden.

Ihr Leben floß dahin ohne Sturm, ungetrübt wie ein klarer Bach. Die Fortschritte, die sie in ihrer Bildung machte, waren glänzende, und schon stand Bertha an dem Grenzpunkte, wo sich das Kind zur Jungfrau entwickelt, als ihr eines Tages durch eine rücksichtslose Freundin, mit der sie in Streit gerathen war, zum ersten Male das furchtbare Wort entgegengeschleudert wurde: „Zuchthäuslerskind!"

Bertha wußte damals noch nicht, um was es sich handelte, aber sie fühlte, wie dieses Wort für sie eine unendliche Schmach, wie dieses Wort für sie ein nicht abzuwendendes Unglück bedeute.

Als sie bei ihrer Pflegemutter nach einer Erklärung forschte, war diese ebenso erschüttert wie das Kind selbst. Mit möglichster Schonung, unter Thränen und Trostesworten theilte sie dann Bertha den wirklichen Sachverhalt mit, erzählte ihr, daß sie noch einen Vater habe, der im Zuchthause sei und der ihrer beständig in Liebe gedenke. Sie zeigte ihr die Briefe des Vaters an die Pflegerin und Wohlthäterin seiner Tochter, in denen er beständig seine Unschuld betheuerte und sich mit aller Vaterliebe nach seinem einzigen unglücklichen Kinde erkundigte.

Der Tag aber, an dem Bertha ihr Unglück erfuhr, war die Grenzscheide zwischen dem ruhigen Leben und dem Leben voll Bitterkeit, welches nun für sie begann. Gerade in einem Alter traf sie der schwere Schlag, in dem ihr Geist fortgeschritten genug war, um nachzudenken, in dem sie aber noch nicht die moralische Kraft besaß, um ihr Unglück mit Geduld und Ergebung zu tragen.

So entstand denn in diesem jungen Menschenherzen eine Verbitterung, die in ihr alle die herrlichen Blüthen erstickte, welche infolge von Erziehung und Bildung sich entwickeln sollten. Wie ein Nachtfrost auf die Blüthen, so war auf dieses Menschenherz das entsetzliche Unglück gefallen, und Bertha selbst wußte, daß sie von jener Stunde an keine Thränen, aber auch kein Gefühl mehr, kein Interesse am Leben, kein Interesse an irgend einem Menschen mehr hatte. Sie fühlte es als ein schreiendes, entsetzliches, ungerechtes Mißgeschick, daß sie, die Unschuldige, mitleiden mußte unter der Strafe des Vaters.

Von jetzt an fand sie in jedem Blicke, in jedem Worte, das andere Leute mit ihr sprachen, einen Stachel, der ihr früher unbekannt war; von jetzt ab verbitterte sich von Tag zu Tag ihr Herz mehr. Sie fühlte, wie sie fortan nicht nur ihr geistiges, sondern auch ihr körperliches Leben unter einem gewissen entsetzlichen Druck dahinschleppte, wie sie eigentlich nur lebte, weil sie leben mußte, weil ihr der Gedanke nicht kam, dieses Leben von sich zu werfen.

Vergebens hatte sich die liebevolle Wohlthäterin bemüht, den Sinn Bertha's zu ändern, ihr Herz zu wecken, ihr Geduld und Trost in ihrer so schwierigen Lage beizubringen. Die alte Dame fing allgemach an zu fürchten, daß das Herz Bertha's in dem Augenblicke ertödtet worden sei, in dem sie die furchtbare Aufklärung erhielt. Ja, Bertha glaubte selbst, daß sie das, was die anderen Leute Herz nannten, das heißt Gefühl und Interesse an Menschen und Menschenschicksalen, nicht mehr habe.

Aus ihrer Apathie wurde Bertha auch nicht aufgerüttelt, als ihre Wohlthäterin starb, und die furchtbare erste Begegnung mit ihrem Vater stattfand.

Sie fühlte die Verpflichtung, diesen Mann nicht zu verlassen, weshalb sie auch keinen Augenblick zögerte, ihm nach dem Auslande zu folgen. Sie fühlte auch die Verpflichtung, dieses Leben, das eine so entsetzliche Strafe für sie war, weiter zu schleppen, und deshalb kam keine Klage mehr über ihre Lippen, deshalb kam keine Thräne mehr aus ihren Augen, deshalb lebte sie weiter ohne Gefühl, ohne Interesse und ohne Lust zum Leben. Sie war nicht einmal dazu gekommen, einen Vergleich zu ziehen zwischen ihrem ehemaligen Leben draußen in der Welt, wo sie noch durch ihre Wohlthäterin Verbindung gehabt hatte mit der Welt der Kunst und Wissenschaft, wo es außerhalb ihrer Lebenssphäre noch Interessen für sie gab, und dem jetzigen Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Girardi.

(Mit Porträt auf Seite 17.)

Der ausgezeichnete Wiener Komiker Alexander Girardi, dessen Porträt wir auf S. 17 bringen, ist 1850 zu Graz von ziemlich unbemittelten Eltern geboren. Er mußte zuerst Schlosser werden, erprobte dann seine eigentliche Begabung an einem Liebhabertheater und trat als Mitglied einer Wanderbühne am 1. Juni 1869 zu Rohitsch-Sauerbrunn erstmals öffentlich auf. Nachdem er noch an verschiedenen Provinztheatern gewirkt hatte, kam er nach Wien und fand dort ein Engagement am Strampfer-Theater im Fach der Naturburschen und namentlich für die komischen Parthien in der Operette. Seit Anfang der siebziger Jahre ist er eine „Spezialität" der Wiener Komödie und des Singspiels und ein Liebling des Publikums, dessen Ruhm durch zahlreiche Gastspielreisen ein sehr weit verbreiteter ist. Girardi hat sich übrigens auch die Hauptrollen der Raimund'schen und Nestroy'schen Stücke angeeignet und dadurch gezeigt, daß er auch für höhere Leistungen befähigt ist, da ihm echter Humor und auch dramatische Kraft zu Gebote stehen.

Eine Eisenbahn über das Eis des St. Lorenzstromes (Kanada).

(Mit Bild auf Seite 20.)

Der Winter ist in Kanada überaus streng und lang. Gewöhnlich wird die Eisdecke des St. Lorenzstromes so dick, daß man nicht nur mit Wagen und Pferden darüber fahren kann, sondern daß sogar eine Eisenbahngesellschaft diese Eisdecke benützt, um auf ihr eine zeitweilige Eisenbahn anzulegen, von der unser Bild auf S. 20 eine Anschauung gibt. Diese Eisenbahn verbindet die beiden Ufer des Stromes und befördert alle Güter und Personen von einem Ufer zum anderen. Die Schwellen werden leicht und ohne Kosten befestigt, indem man Wasser darauf gießt und sie anfrieren läßt, die rauhen Eishöcker und die aufrecht stehenden, vom Druck der Eisschollen herrührenden Zacken werden geebnet, und so eine völlig glatte Bahn hergestellt. Der Strom ist hier drei Kilometer breit, und mitten in ihm liegt die St. Helen's-Insel, um die herum die Bahn von Hochelaga, einem Dorfe unmittelbar bei Montreal, nach dem Städtchen Longoneil führt, welches am gegenüberliegenden Flußufer liegt.

Heitere Bräuche im deutschen Heere.

(Mit 6 Bildern auf Seite 21.)

Auch das „Volk in Waffen", die Armee, liebt den Humor, und unsere Bilder auf S. 21 führen uns verschiedene heitere Bräuche vor Augen, die im deutschen Heere oder doch in gewissen Theilen desselben herrschen. Wenn der Rekrut nach dem ersten Postenstehen in die warme Wachtstube zurückkommt, so muß er mit seinen ebenfalls zum ersten Male auf Wache befindlichen Kameraden über einen Besen springen, den einer der „Alten" ihnen vorhält (siehe die Skizze oben links). — Das folgende Bild stellt bayrische Kavalleristen dar, die beim Manöver im Biwak zur Kurzweil Würste an einer hohen Schnur aufgehängt haben und mit auf den Rücken gebundenen Händen darnach springen. — Die dritte Skizze stellt einen „Ulk" in der Neujahrsnacht dar, der von hinreißender Komik ist: die Rekruten müssen alsdann vor den „Alten" in der veranschaulichten Weise einen Parade-

marsch ausführen. — Einen eigenartigen „Sport", nämlich ein Wettfahren mit Schiebkarren, die mit dicken Steinen beschwert sind, zeigt die nächste Skizze. Die Ausführenden sind Artilleristen zur Manöverzeit im Biwak oder im Zeltlager auf dem Schießplatze; Seitens der Offiziere werden Preise ausgesetzt, die zu erringen vielen Schweiß kostet. — Die fünfte Skizze veranschaulicht einen von Husaren an einem Ruhetage im Kantonnement hergestellten „Elephanten". Ein mit Stroh und Heu umpolstertes Holzgestell, das mit Decken und Mänteln drapirt wird, bildet den Leib, und aus gleichem Material wird der Kopf hergestellt, auf den die Augen mit weißer Kreide gemalt werden. — Die letzte Skizze endlich stellt das „Löffelbegraben" der zur Entlassung kommenden Reservisten dar. Es wird zunächst ein großer Reserve-Ult ausgeführt, wobei die selbstgewählten Offiziere Strohhelme, Strohschärpen, eben solche Epauletts und hölzerne Degen tragen und einer als Regimentskommandeur auf einem alten Marketendergaul reitet. Als Fahne dient ein großes Strohkreuz mit sämmtlichen zinnernen Löffeln der Reservisten, die zum Schluß unter ironischem Klagegeheul in eine große Grube geworfen werden.

Sklavenjagden.

Schreckensbilder aus dem schwarzen Erdtheil

Von **Alfred Stelzner.**

(Nachdruck verboten.)

Zu den bedeutsamsten und zugleich grausenvollsten Erlebnissen Gustav Nachtigal's, des berühmten Afrikareisenden, gehören die Sklavenjagden, die aus nächster Nähe zu beobachten er im östlichen Sudan, im Lande der Bagirmi, Gelegenheit hatte.

Es ist noch in Aller Erinnerung, daß dieser unerschrockene Forscher es war, der vor Jahren das ungeheure, von Beschwerden und Gefahren aller Art umdrohte Wagstück unternahm, auf einer monatelangen Reise von Tripolis am Mittelmeer aus durch die endlosen Wüsten der Sahara eine Anzahl von Geschenken des Kaisers Wilhelm dem Sultan Omar von Bornu im Ostsudan zu überbringen, und zwar in dankbarer Anerkennung des Schutzes und der großmüthigen Förderung, welche dieser Negerkönig den deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, Beurmann und Rohlfs hatte angedeihen lassen.

Nach glücklicher Erledigung dieses Auftrages setzte Nachtigal damals von Omar's Residenz, Kuka, aus seine Forschungsreise nach den südwestlich von Bornu hausenden Bagirmistämmen fort, deren Land von den Wassern des schmutzigen



Eisenbahn über das Eis des St. Lorenzstromes (Kanada). [S. 19]

in den Tschadsee einmündenden Schariströme durchflossen wird, und deren Bewohner der Sklavenjagd und dem damit verbundenen Raube theils aus Noth um ihre Existenz, theils aus Gewohnheit ergeben sind. Und unter diesen barbarischen Negervölkern verlebte der Reisende Monate als Gast des nomadisirenden Bagirmikönigs Mohammedu, des berüchtigten Abu Sekkin, welchen Beinamen derselbe einer verrätherischen Rachethat gegen ehemalige Feinde verdankte, denen er kurz zuvor Frieden beschworen hatte.

Das Kriegslager dieses mohammedanischen Herrschers, eine elende, im Fluge errichtete Hüttenstadt, befand sich damals im Gebiete der Broto, einer Abtheilung des von den Bagirmi befeindeten Gaberistammes, und von hier aus vollzogen sich unter Nachtigal's Augen Ereignisse, die außer ihm kaum jemals von einem Europäer gesehen wurden, Vorgänge, wie sie schaudererregender sich keine Phantasie auszudenken vermöchte.

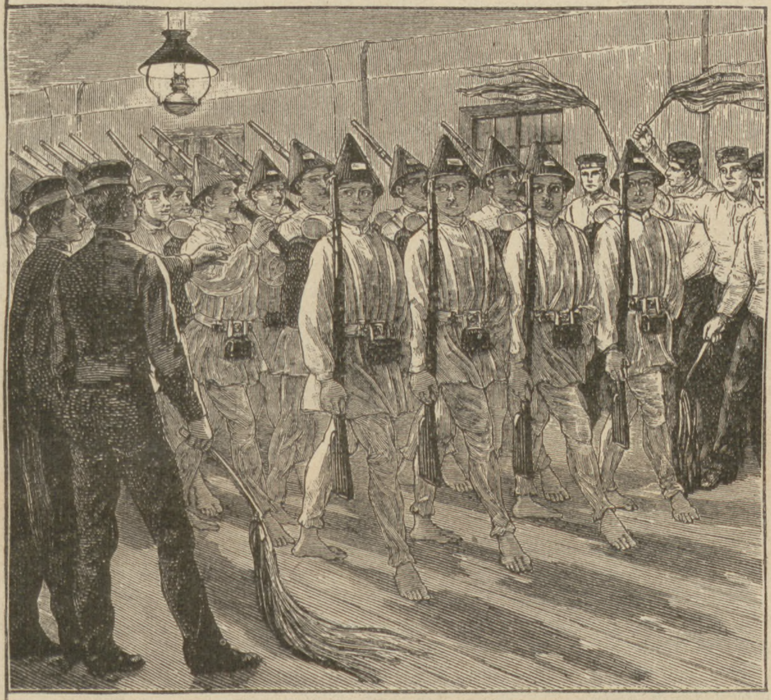
Wer den abscheulichen Menschenhandel nicht an diesen seinen Quellen studirt, sagt Nachtigal, wer die räuberisch eingefangenen Menschenkinder nicht auf ihrem heimischen Boden, nicht in ihrem Widerstande gegen die frechste aller Gewaltthaten gesehen, der hat doch immerhin nur eine schwache Vorstellung von den Greueln der Verwilderung und rohen Verwüstung, der bestialischen Unmenschlichkeit und verschmitzten Gemeinheit, mit denen dieses verworfenste aller Geschäfte sich abzuwickeln pflegt.

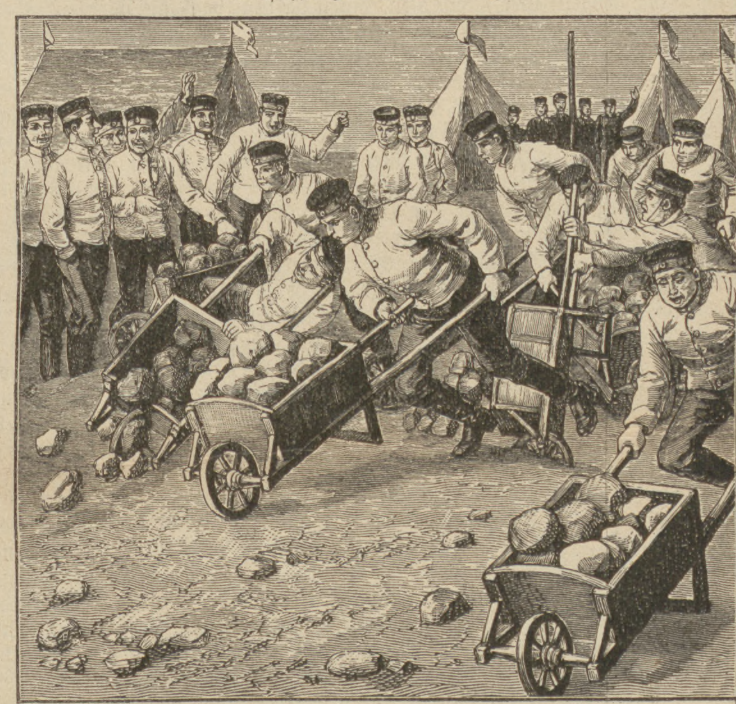
Ein König kommt mit seiner Streitmacht daher, um einem Häuflein friedlich in ihrem Walde lebender Ackerbauer nicht blos ihr Heim zu vernichten und ihre bescheidene Habe zu rauben, sondern auch ihre Familienbande aufzulösen, ihnen ihre Frauen, Söhne und Töchter jeden Alters zu entreißen. Und er vermag nur zu siegen über diese Menschen durch seine erdrückende Uebermacht und durch die Feuerwaffen, welche aus der Welt der Civilisation und menschlicheren Gesittung in seine Hand gerathen sind; denn seine Truppen sind im Grunde ohnmächtig, da sie meist aus feigen Geschäftsmännern bestehen, von denen Jeder nur seinen Vortheil im Auge hat, da er die Hälfte der von ihm erbeuteten Sklaven und sämmtliche von ihm geraubten Hausthiere für sich behalten darf.

Vergebens hatte Abu Sekkin die benachbarten Heidenstämme durch diplomatische Unterhandlungen zu übertölpeln gesucht. Er war sehr berechtigtem Mißtrauen begegnet. Die in der nächsten Umgebung von Broto hausenden Bewohner von Kimre, vom Stamme der Gaberi, hörten weder auf schöne, noch auf drohende Worte der Bagirmi, sondern hatten sich auf den Höhen ihrer Baumwollbäume — gewaltige, alle übrigen Bäume weit überragende Waldriesen, die dort ausschließlich in Zeiten der Gefahr als Zuflucht zu dienen scheinen — in Sicherheit gebracht.


Rekruten müssen auf der Wache über einen Besen springen.


Das Wurstspringen bayrischer Kavalleristen.


Parademarsch in der Neujahrsnacht.


Wettfahren mit Schiebkarren.


Der Elephant im Kantonnement.


Das Löffelbegraben der Reservisten.

Heitere Gebräuche im deutschen Heere. Nach Originalskizzen von E. Hosang. (S. 19)

Die in der That ungeheure Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Aeste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für solchen Zweck erscheinen. Die unterste Abtheilung, als noch zu sehr im Bereiche der Angreifer, wird meist unbenutzt gelassen. In der nächsthöheren aber werden möglichst wagerechte, benachbarte Aeste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides, dickes Strohgeflecht befestigt und auf dem wiederum der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräthe, Wasserkrüge und Hausgeräth, z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung enthält, und selbst Hunde, Ziegen und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abtheilung wird häufig am Stamme selbst ein Korb aus starkem Geflecht nach Art eines Mastkorbes angebracht, der einige Personen fassen kann, und in welchem der größte Theil des Waffenvorrathes aufbewahrt wird. In diesen Behälter steigen die Hauptkrieger des Baumes, schleudern von dort aus (ohne Bogen) ihre harmlosen, einen halben Meter langen Handgeschosse aus starkem Rohr, das an dem einen Ende schreibfederartig zugespitzt und nach dem anderen zu mit einem Thonklumpen beschwert ist, der das Rohr umfängt, und halten dort auch Lanzen und hakenförmige Handeisen bereit für den Fall eines Erklimmens der unteren Etage durch den Feind. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen die Mitglieder einer oder mehrerer Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu befürchten ist, steigen sie herab, um ihre Vorräthe an Wasser und Getreide zu erneuern, das in versteckten Gruben sich befindet. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen urwüchsige Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen und Stricken aus Pflanzenfasern.

Diesen luftigen Festungen galt der erste Angriff des Bagirmikönigs, nachdem er sich zum gewaltsamen Vorgehen gegen die widerspenstigen Stämme entschlossen hatte. Schon eine Stunde nach Mitternacht sandte eine der langen Kriegsposaunen ihre alarmirenden Töne durch das Lager, und es sammelten sich alsbald die Beutelustigen. Der Marsch, an dem Nachtigal persönlich Theil nahm, führte anfangs in der Dunkelheit durch die Ackerfelder von Broto, dann durch den Buschwald und endlich durch die Getreidefelder von Kimre. Mit Sonnenaufgang hatte man den Wald vor sich, die natürliche Festung der Verfolgten. Hier und da stiegen Rauchwolken auf als Warnungszeichen für entfernter wohnende Genossen, was bewies, daß die feindliche Annäherung nicht unbemerkt geblieben war.

Bevor man den Wald betrat, musterte der Fatscha (Heerführer) seine Truppenschaar, etwa 60 Reiter, viele darunter mit Wattenpanzern, und ungefähr 400 Fußkämpfer, deren Bewaffnung in Lanzen und Handeisen, zum Theil auch in Schilden bestand. Außerdem begleitete eine annähernd gleiche Anzahl von heidnischen Brüdern der anzugreifenden „Feinde" den Zug. Der Heerführer ließ halten, ergriff einen etwa 30 Centimeter langen, mit dunklem Tuch überzogenen Stab, gleichsam seinen Marschallstab, empfing aus der Hand eines Sklaven ein fächerähnliches, in einem Tuchbehälter aufbewahrtes Emblem, und sprengte, nachdem er das letztere entfaltet hatte, unter enthusiastischem Schwenken desselben auf und ab. Nach dieser Ceremonie setzten die Haufen sich in Bewegung und betraten den Wald. Weithin zerstreut lagen im Schatten der prachtvollen Bäume die verlassenen Wohnstätten — Stroh- und Lehmbauten — der Leute, welche schon vor Wochen ihre erhabenen Kriegswohnungen bezogen hatten.

Bald gewahrte man auch die Verfolgten, welche aus gewaltiger Höhe mit scheinbar großer Gemüthsruhe dem Anrücken des grausamen Feindes zuschauten.

Von einem geregelten Angriff, einem gemeinsamen Handeln der „königlichen Truppe" war nicht die Rede. Sobald sie den bewohnten Bäumen gegenüberstanden, begnügten sich die Meisten, drohend ihre Lanzen zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilde zu decken. Andere zerstreuten sich im Walde, in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stoßen oder gar ein armes, nicht rechtzeitig geflüchtetes Menschenkind zu entdecken. Sonst war man der Lage der Dinge gegenüber rathlos, und Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die Zufluchtsorte, ohne den Muth zum Angriff, da die ersten Ersteiger eines Baumes natürlich ihr Leben wagten. Zum Fällen der Bäume fehlten die Werkzeuge, und bis zur Höhe der Belagerten reichten die Waffen nicht. Zwar gab es Sklaven mit Flinten, aber sie verstanden weder das Anlegen, noch das Zielen und Treffen, und brachten nur das Leben ihrer Umgebung in Gefahr. Möglich allerdings war es, die Strohbauten der Flüchtigen mit auf Stangen befestigten, angezündeten Strohbündeln in Brand zu stecken, und dies versuchte man auch. Aber wenn es einmal gelang, so löschten die Belagerten das Feuer leicht wieder durch ihren Wasservorrath.

Mit stiller Freude sah Nachtigal dem Mißlingen des schnöden Unternehmens zu und jubelte schon innerlich über die Rettung der Leute, als der Kampf plötzlich von seiner eigenen Umgebung aus eine unverhoffte Wendung erhielt.

Almas und Hammu, zwei von ihm angeworbene Diener, hatten den Zug als ein gefahrloses Jagdvergnügen mitgemacht, waren aber nun selbst durch den entrüsteten Widerspruch ihres Herrn von einer eifrigen Betheiligung an dieser feigen Niedertracht nicht abzuhalten, denn ihrer Meinung nach handelte es sich um eine religiöse Berechtigung gegen „verfluchte Heiden".

Wären Beide nicht glücklicherweise sehr ungeschickte Schützen gewesen, so würde ihre Mordlust hier ein furchtbares Blutbad angerichtet haben. Was sie aber von gesichertem Platze aus verübten, war trotzdem schon genug.

Auf der Höhe seines Mastkorbes stand der hochgewachsene junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes und schleuderte seine unschuldigen Rohrgeschosse, indem er sich durch die Brustwehr des Korbes möglichst deckte. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust und warf seinen Verfolgern Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermuthigenden Zurufen der Frauen aus seiner nächsten Umgebung begrüßt wurden.

Mitten aber in dieser zuversichtlichen Haltung brach er plötzlich lautlos zusammen, getroffen von einer Kugel des fanatischen Almas. Und bald darauf wurde auch ein Zweiter oben auf einem Seitenaste stehender Vertheidiger getroffen. Krampfhaft klammerte er sich noch für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann als eine leblose Masse von der Höhe herab. Eine scheußliche Scene entspann sich: die Entmenschten fielen über den Leichnam her, der im Nu mit dem Handeisen zerhackt und zerfetzt war.

Auf demselben Baume war noch ein einziger erwachsener Mann. Auch dieser wurde durch einen Schuß verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Nun erst wagten es die feigen Angreifer, den Baum zu erklimmen, und bald ging es an ihr liebstes Geschäft. Es wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht, nicht blos der oben noch liegende Todte, sondern auch der Verwundete in die Tiefe geworfen und den Untenstehenden zu bestialischer Zerfleischung überantwortet, die Frauen und Kinder aber nebst einem Greise allmälig herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen dieser Ueberlebenden. Frei auf ihrem gesegneten Boden noch vor wenigen Stunden, ließen sie sich jetzt in verzweiflungsvoller Ergebenheit mit Stricken aneinander binden, um mit dem wühlenden Schmerz über den Tod der Ihrigen und den Verlust ihrer Heimath den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

Nur ein einziger Baum, den freilich nur ein einziger Kämpfer vertheidigte, wurde durch Ersteigen wirklich erobert. Der Mann wurde verwundet, hinabgeworfen und unten zerfleischt. Aber die Schreckensscene hatte damit noch nicht ihr Ende erreicht. Auf demselben Baume befanden sich noch zwei halbwüchsige Knaben, gute Bissen für den gierigen Sklavenschacher. Immer höher kletterten sie, von einem Ast zum anderen, bis in die äußersten Wipfel, und stürzten sich von hier, als sie ihren nachsteigenden Bedrängern nicht mehr entgehen konnten, mit verzweifeltem Heldenmuth in die grausige Tiefe. Es war ein so fürchterlicher, herzzerreißender Anblick, daß der europäische Zuschauer einen Augenblick unwillkürlich die Augen schloß. Als er wieder aufblickte, um nach den Herabgefallenen zu sehen, hatte er statt menschlicher Leichname nur formlose Massen vor sich, mit einer solchen Schnelligkeit hatten die Barbaren ihre unschuldigen Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

So blieb das gräßliche Gemetzel in vollem Gange, bis den Bagirmi gegen Mittag das Pulver ausging. Da zogen sie ab. Am Abend war man wieder in Broto. Der Erfolg bestand diesmal nur in fünfzig Sklaven. Im Lager aber war die Lust zum Ausschwärmen in hohem Maße geweckt, und es folgten nun ähnliche Expeditionen schnell hintereinander, aber mit so geringer Ausbeute, daß man endlich den Angriffen auf die „Feinde" entsagte und lieber die Bundesgenossen in nächster Nähe, die sich dem König unterworfen hatten, mit Anschlägen bedachte.

Auf einem solchen Zuge begleitete Nachtigal eines Tages die Mannschaften, da ihm Almas und Hammu versprochen hatten, sich am Kampfe nicht zu betheiligen. Es ging gegen das drei Stunden entfernte Dorf Be-Delüm, dessen Bewohner keine Baumwollbäume zu ihrem Schutze hatten und schnell überrumpelt werden mußten. Nach einem Galopmarsche sprengten die Sklavenjäger mit verhängten Zügeln in das Dorf, fanden es aber menschenleer. Da jedoch die Bewohner sichtlich erst im letzten Augenblick entflohen waren und von ihren Hausthieren nur die Pferde hatten retten können, so begann nun in der waldigen Umgebung ein entsetzliches Treibjagen Seitens der Berittenen, während die Fußgänger sich an die Ausplünderung des Dorfes machten.

Bald waren hier und da zahlreiche kleinere Kinder aufgelesen, Frauen und größere Kinder, die nicht schnell genug hatten laufen können, ergriffen und aneinander gefesselt, und Männer oft nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen, welche sich durch den Versuch hatten aufhalten lassen, ihre Familie zu retten. Denn gereifte Männer werden bei solchen Gelegenheiten stets ohne Bedenken abgeschlachtet, da sie schlechte und deshalb im Handel wenig begehrte Sklaven sind.

So wurde durch die emsige Hetze doch eine Beute von wenigstens hundert Frauen und größeren Kindern zusammengebracht. Viele der Sklavenjäger waren bei alledem aber doch leer ausgegangen. Um sie zu befriedigen, wurde beschlossen, auf dem Heimwege noch ein etwas westlicher gelegenes Gaberidorf zu überfallen. Aber auch hier waren die Einwohner glücklich entkommen, allerdings mit Zurücklassung ansehnlicher Getreidevorräthe, die natürlich geraubt wurden.

Im Lager waren inzwischen die von den Beutezügen ausgeschlossenen und deshalb erbitterten Sklaven des Königs gleichfalls nicht unthätig geblieben. Um sich zu entschädigen, fielen sie über die ihrem Herrn nahe befreundeten Gaberi des Bezirks von Mode her, ein Akt schändlichsten Verraths, der Nachtigal in so heftige Entrüstung versetzte, daß er mit dem Ausdruck derselben vor dem Fatscha und selbst dem König nicht länger zurückhielt und wenigstens die Rückgabe aller den Leuten von Mode geraubten Menschen erwirkte. Zu einer Verhinderung weiterer Zügellosigkeiten aber nützten derartige Schritte seinerseits nicht das Mindeste.

Das Land rings umher war bald ausgesogen, und um der drohenden Hungersnoth zu entgehen, beschloß der Bagirmikönig, sein Lager an die Ufer des Schari zu verlegen und nach Osten abzumarschiren.

Es war in der Nacht zum 29. Mai, als denn auch die große Pauke das Zeichen zum Aufbruch gab, für den in den Wohnräumen Nachtigal's schon Alles durch sorgfältige Bepackung der Lastthiere vorbereitet war. Scheiden aber sollte der Forscher von diesem beinahe achtwöchentlichen, reichbewegten Aufenthalte nicht, ohne noch eine im grellsten Lichte innerafrikanischen Wesens sich darstellende Schlußscene zu erleben. Unversehens tauchten nämlich im Dunkel der Nacht große Schwärme bewaffneter Heiden aus der Umgegend auf und steckten die kaum verlassenen Hütten in Brand, so daß überall das aufgeladene Gepäck in Gefahr gerieth. Bald war die ganze Lagerstadt ein Feuermeer. Lange noch gellte unserem Reisenden das furchtbare Wuthgeheul der schwarzen, waffenschwingenden Rachegestalten in den Ohren, die ihrem berechtigten Haß wenigstens durch die Zerstörung der Wohnungen ihrer Peiniger Ausdruck gaben. —

Schon am Vormittag des zweiten Marschtages wunderte Nachtigal sich indessen, daß wenige Stunden nach dem Aufbruche des heimathlos abenteuernden Räuberkönigs und seiner zerlumpten Banditenschaaren bereits wieder Halt gemacht und gelagert wurde, und bald erfuhr er denn auch die Ursache dieser Verzögerung. Die nahe gelegene Ortschaft Koli sollte in der Frühe des nächsten Morgens überfallen werden. Die Bewohner hatten schon früher dem Vater Abu Sekkin's, sowie ihm selber erfolgreich Widerstand geleistet und auch jetzt kein Zeichen der Unterwerfung gesendet.

Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages wurde ein lichter Wald voll dichtbelaubter Bäume erreicht, unter denen jedoch der Baumwollbaum fehlte. Im Schatten derselben lagen wiederum zerstreut die Wohnungen der Eingeborenen. Von den Letzteren war anfangs nichts zu sehen, als aber Nachtigal eine Strecke allein durch den Wald geritten war, kam er an eine Lichtung, an deren Rande Abu Sekkin und der Fatscha sich bereits mit ihrer Reiterei aufgestellt hatten, und in deren Mitte sich die bedrohten Leute von Koli befanden. Im Vordergrunde sah Nachtigal einen breiten, nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meter hohen Lehmwall, der ein großes, fast quadratisches Viereck bildete mit je einer Oeffnung in den sichtbaren Seiten. Ein dichter Hain inmitten der Umwallung war durch Anpflanzung von Dornbüschen in seiner Peripherie möglichst unwegsam gemacht, und in seinem Inneren barg sich das Zufluchtsdorf.

Mit Ausnahme einiger schon brennender Hütten außerhalb des Walles machte Alles noch den Eindruck tiefsten Friedens. Nur Frauen und Kinder suchte das Auge vergebens. Als aber die ausgesandten Boten Abu Sekkin's mit dem Bescheide zurückkehrten, daß eine Unterwerfung entschieden zurückgewiesen werde, veränderte sich das Bild mit einem Schlage.

Die Angriffshaufen des königlichen Menschenjägers stellten sich an den Zugangsöffnungen im Walle auf, die sorgfältig mit Baumstämmen verbarrikadirt waren, weil ihnen hier die Belagerten nichts anhaben konnten. Denn die Handpfeile derselben gefährdeten Niemand ernstlich, und die Speere und Wurfeisen durften sie nicht von sich schleudern, weil sie ihnen im weiteren Kampfe unentbehrlich waren. Nur gegen die fremdartige Erscheinung Nachtigal's warf ein einzelner Kolikrieger ein solches Eisen, der Bedrohte sah es jedoch noch rechtzeitig, so daß er auswich, und nur sein Pferd leicht verletzt wurde.

Die Eroberung der beschriebenen Außenwerke war mit Hilfe der Feuerwaffen so bald bewirkt, daß sogar die Panzerreiter eindringen konnten. Die Angegriffenen verschwanden alsbald in jenem mittleren Dickicht, das mit einem flachen Graben und mit einem Walle umzogen war. Hier begann denn nun die fürchterlichste aller Sklavenjagden, deren halb unfreiwilliger Zeuge Nachtigal wurde.

Wiederum machte sich auch bei dem Kampfe um Koli der Mangel an einheitlichem Vorgehen bemerkbar. Sobald nur mit den vorhandenen Aexten die ersten Zugänge in den künstlich verdichteten Rand jenes schützenden Dickichts gehauen waren, und die Aufmerksamkeit der Belagerten ausschließlich auf diese Angriffspunkte gelenkt war, begannen auch sofort auf allen Seiten die Privatunternehmungen der Angreifer. Jeder suchte für eigene Rechnung Menschen oder Thiere einzufangen, und überall sah man habgierige Räuber katzenartig hinkriechend unter den dichten Büschen verschwinden und auf demselben Wege mit einem Kinde oder einer Ziege zurückkehren. Unter dem Schutze der Flintenträger drangen die „Elitetruppen“ in das Innere des Hains. Dieser lichtete sich bald und zeigte einen breiten Pfad, der nach dem Zufluchtsdorfe führte und von den Belagerten vertheidigt wurde. Wie die Löwen kämpften diese Männer viele Stunden hindurch für Leben, Freiheit, Herd und Familie einen ungleichen Kampf voller Ruhm und Verderben. Die Schlacht gestaltete sich durch ihre Tapferkeit zu einem regelmäßigen Hin- und Herwogen. Sobald sie in der furchtbaren Hitze des Tages zu ermatten drohten, kamen vom Dorfe her ihre Frauen und Mädchen, erquickten sie mit Merissa — dem landesüblichen berauschenden Getränk aus Getreide — und stachelten sie mit feurigen Reden zu neuem Wagniß an. Viele waren schon erschossen oder erschlagen, aber das Ringen hätte doch noch lange kein Ende gefunden, wenn es nicht gelungen wäre, das Dorf in Brand zu stecken.

Um Mittag mußten die schon halb Besiegten sich in den dichtesten Theil des umzingelten Gehölzes zurückziehen, um in einem letzten Verzweiflungskampfe wenigstens den Durchbruch zu versuchen, als einzigen noch vorhandenen Rettungsweg, da sie sich nachher auf die bewundernswerthe Schnelligkeit ihrer Füße verlassen konnten. Todesmuthig und unter schweren Verlusten wiederholten sie mehrmals diese erfolglosen Versuche, während rings umher die Bestialität und Beutegier der Sieger schon ihre Feste zu feiern begannen.

Schwerverwundete wurden aus dem Gebüsch hervorgezogen und abgeschlachtet, halb ohnmächtige Weiber aus ihren Verstecken herbeigeschleppt, wobei sich nicht selten ein blutiger Streit um ihren Besitz entspann. Mit erschüttertem Herzen sah Nachtigal bei dieser Gelegenheit, wie Furcht und Entsetzen kleine Knaben und Mädchen erbleichen ließen trotz ihrer schwarzen Hautfarbe. Säuglinge gelten als nutzlose Beute, trotzdem wurden diese kleinen Wesen hier aus den Armen der Mütter gerissen und, wenn es ihretwegen zum Streit kam, so gräßlich an ihren Gliedmaßen hin und her gezerrt, daß man befürchten mußte, sie würden buchstäblich auseinander gerissen werden.

Nach zehnstündiger Gegenwehr ließen die überlebenden Männer endlich ankündigen, daß sie sich unterwerfen und vor dem Fatscha erscheinen wollten, wenn dieser sich verpflichte, die wüthenden Haufen von ihnen abzuhalten. Da der Heerführer angesichts seiner zügellosen Mannschaften diese Bürgschaft nicht zu geben vermochte, wagte die kleine verlorene Schaar der Todesmuthigen noch einmal den Versuch, den dichten Gürtel des Feindes zu durchbrechen — natürlich vergeblich. Es war der letzte kurze Akt des grauenhaften Trauerspiels. Nun lag das Plünderungsgebiet frei und völlig gefahrlos vor den Bagirmiräubern, und nun erst stürzte sich Alles in das Dickicht zur fröhlichen Hetzjagd auf etwa noch versteckte Frauen und Kinder. Aber sie gönnten einander diese gewöhnlich noch recht zahlreichen Funde nicht, und widerlicher als die rohen Greuel des Kampfes war der hinterher entbrennende tobende Hader um den Besitz der Unglücklichen. Dieses allgemeine Streiten und Brüllen, gegenseitige Stoßen und Schlagen wildester Habgier beendigte den entsetzensvollen Vorgang, bei dem auch Nachtigal in seinem Beobachtungseifer nicht ungefährdet geblieben war, indem er, bereits umschwirrt von geschwungenen Waffen, nicht blos sein einziges Paar Schuhe, seine letzte blaue Brille und seinen Tarbusch verlor, sondern auch eine Schußwunde am Fuße erhielt.

Voll Trauer und Abscheu über die erlebten Eindrücke ritt er in das verbrannte Dorf zurück, wo ihm aber noch der fürchterlichste Anblick dieses Tages beschieden war. Auf der Brandstätte zählte er nicht weniger als 27 halbverbrannte Leichname von Säuglingen, die offenbar von ihren eigenen Müttern umgebracht worden waren, um sie vor lebenslänglicher Sklaverei oder einem qualvolleren Untergange durch die mörderischen Sieger zu bewahren.

Der König von Bagirmi aber, der mit seinen Schaaren im Bewußtsein eines glücklichen Ausganges seines Unternehmens der verwüsteten Stätte befriedigt den Rücken kehrte, war um einige Hundert mehr oder minder preiswerthe Sklaven bereichert.

Vier Monate dauerte Nachtigal's Aufenthalt bei diesem freibeuterisch umherirrenden Kriegsfürsten und seinen abenteuerlichen Horden. Viele Jahre blieb der unerschrockene Forscher der Welt der Civilisation noch fern. Weite Reisen, überreich an Studien und Beobachtungen werthvollster Art, überreich aber auch an Mühsalen und Schrecknissen, standen ihm noch bevor. Unter allen Erlebnissen, die sich während seiner Forschungsreisen unter seinen Augen abspielten, blieben aber als die grauenhaftesten und empörendsten für immer in seinem Gedächtniß haften die Sklavenjagden von Bagirmi.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Gewissen. — Der „alte Heim“, der berühmte Berliner Arzt, war eines Abends sehr ermüdet von den zahlreichen Krankenbesuchen nach Hause gekommen. „Hole der Henker die goldene Praxis!“ sagte er unzufrieden zu seiner Frau, „das möge aushalten, wer kann! Ich bin jetzt gänzlich

erschöpft und bedarf nothwendig der Ruhe. Sage dem Johann, daß ich heute für Niemand mehr zu sprechen bin — diese Schonung muß ich mir vergönnen, sie kommt ja Tausenden von Leidenden wieder zu gute." Er ging in sein Schlafzimmer und in kurzer Zeit lag er im besten und tiefsten Schlafe.

Seine Gattin blieb noch auf und dachte eben über die vielen und schweren Anstrengungen nach, welche sein Ruf als Arzt ihrem Manne auferlegten, als es klingelte. Der Diener öffnete, sie eilte an die Thür und hörte, wie ein Mann den Doktor Heim sofort sprechen wollte, seine Frau sei in Kindesnöthen, er befürchte jeden Augenblick ihren Tod. Der Diener that, wie ihm befohlen war, und wies den Mann ab mit dem billigen Rathe, sich an einen anderen Arzt zu wenden.

Die horchende Frau war in peinlicher Lage. Einerseits bemitleidete sie ihren erschöpften Gatten, andererseits die mit dem Tode Ringende, und dachte daran, daß bis jetzt ihr Mann noch jedem Kranken, der ihn rief, beigestanden hatte, und nun lag er und schlief, während vielleicht das Leben zweier Wesen, der Mutter und des Kindes, gefährdet war! Sie ging in sein Schlafzimmer — aber er schlief so fest, so erquickend, daß es ihr wieder leid wurde, den Uebermüden zu wecken. Sie ging daher wieder hinaus und suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß ja ein anderer Arzt auch helfen würde, und daß die Frau mit ihrem Kinde doch nicht gleich zu Grunde gehen müßte.

Aber es dauerte nicht lange, so klingelte es abermals — gespannt und ahnungsvoll eilte sie zur Thür. Es war derselbe Mann, der vorhin abgewiesen worden war, er bat mit Thränen in den Augen, der Doktor Heim möchte doch kommen, drei Aerzte, bei denen er inzwischen gewesen, hätten ihn abgewiesen, seine Frau müßte nun elend sterben. Die Doktorin konnte sich nun nicht mehr halten, sie eilte in das Schlafzimmer ihres Gatten und weckte ihn. Weinend erzählte sie ihm, was vorgefallen war. „Ich will mich nicht stören lassen," sagte der alte Heim, „der Mann sieht jedenfalls schwärzer, als nöthig ist, er soll zu einem Anderen gehen, und nun laß mich ungeschoren!" Damit drehte er sich wieder um und schloß die Augen.

Die arme Frau war in Verzweiflung, doch sie mußte den Bittenden abweisen. Dann ging sie in's Zimmer zurück und setzte sich weinend an den Tisch. Sie mochte wohl zwei Minuten so gesessen haben, als sie in Heim's Schlafzimmer plötzlich ein Geräusch hörte. Sofort eilte sie hinein und sah, wie sich ihr Gatte anzog.

„Du gehst also doch!" rief sie.

„Natürlich," brummte der alte Heim, „ich muß ja! Das verwünschte Gewissen! Das läßt Einem ja gar keine Ruhe. So müde ich bin, ich kann nicht mehr schlafen, die arme Frau kommt mir nicht aus den Gedanken." Bald war er angezogen, nahm Stock und Hut und ging.

Die gute Frau Doktorin war überglücklich und wartete gespannt auf seine Rückkehr, doch sie mußte lange warten; drei Stunden waren vergangen, als ihr Gatte freudestrahlend in's Zimmer trat.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, Alte," begann er, „wie sehr ich mich freue, daß ich gegangen bin. Es war die höchste Zeit. Nun ist die Frau aus aller Gefahr. Wäre ich nicht gegangen, so wäre sie todt! — Und nun bringe mir eine Tasse guten Thee, den will ich mir schmecken lassen; ich war schon lange nicht so glücklich wie jetzt, denn mein Gewissen, das verwünschte Ding, ist heute außerordentlich zufrieden mit mir!" [J. D.]

Humoristisches.



Eitelkeit.

Herr: Die reizende Kleine ist wohl Ihr Enkelchen?
Dame (ärgerlich darüber, daß sie nicht für die Mutter gehalten wird): Sieht denn das Kind wirklich schon wie ein Enkel aus?



Auf dem Standesamt.

Standesbeamter (früherer Richter): Mein Fräulein, sind Sie geneigt, den Herrn hier als Ihren Gatten zu erwählen?
Fräulein: Ja!
Standesbeamter (zerstreut zum Bräutigam): Und Sie, Angeklagter, was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen?

Ein splendider Chef. — Der österreichische Feldmarschall Fürst Nikolaus Esterhazy, dem Napoleon Bonaparte vergeblich die Krone Ungarns antrug, wird gewöhnlich als ein großer Verschwender bezeichnet, er war aber sicher auch einer der freigebigsten Leute, die je gelebt, ein Mann, dem nichts mehr Freude machte, als wenn er Andere beschenken konnte. Als er zum Kapitän der ungarischen Leibgarde ernannt worden war, forderte er in seinem ersten Tagesbefehl die Gardisten auf, ihm bei dem nächsten Rapport das vollständige Verzeichniß ihrer Schulden mitzutheilen. Das frappirte dieselben natürlich, und einige schämten sich, den Chef in ihre mißlichen Verhältnisse blicken zu lassen, sie verschwiegen das Meiste, hatten es aber dann bitter zu bereuen, denn Fürst Esterhazy bezahlte alle namhaft gemachten Schulden bis auf den letzten Heller. [—kl—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 2:
Mit den Pflichten, die auf uns liegen, steigt der Werth unseres Lebens.

Palindrom.

Herr.

Schönes Fräulein, darf ich's wagen,
Nach dem Namen Sie zu fragen?

Dame.

Mitleid habe ich mit Ihnen,
Will d'rum mit der Antwort dienen:
Seh'n Sie, um die Ecke drüben
Geht das gute Frauchen Schlieben;
Was die einstens mir gewesen,
Wollen Sie nur rückwärts lesen,
Und Sie werden gleich erkennen,
Wie mich meine Lieben nennen. [Emil Noot.]

Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösungen von Nr. 2:

des Buchstaben-Versetzungs-Räthsels: 1) Lukas, 2) Ungarn, 3) Daniel, 4) Weichsel, 5) Israel, 6) Grubenbrand, 7) Urban, 8) Hering, 9) Linse, 10) Amalie, 11) Niederlande, 12) Delta (Ludwig Uhland); der Charade: Alphorn.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.